

und Notwendigkeit einer Transformation von ökonomischer in symbolische Macht (S. 257).

Wie hilfreich zur Beschreibung solcher Symbolisierungen historisch-anthropologische Zugangsweisen sind, zeigt der Aspekt der Verhaltensregulierung durch Musik, den das Buch am Beispiel Platons ausführlich erörtert und ohne den auch symbolische Repräsentation von Macht kaum verstanden werden kann. Die Einbeziehung einer derartigen Perspektive muss sich allerdings die Kritik gefallen lassen, ob sie nicht mitunter eine umfangreichere Abstützung durch Ergebnisse systematischer Musikwissenschaft hätte erfahren können. Dies gilt speziell da, wo Voigt mit dem Begriff der Verhaltensregulierung weniger auf soziologische als eher auf naturwissenschaftliche, psychologische und biologische Parameter abzielen scheint (S. 87 ff.). Tatsächlich wären hier die Vorstellungen etwa der philosophischen Anthropologie bzw. Biosozologie von Arnold Gehlen vor dem Hintergrund moderner Forschung abzusichern oder zu relativieren.

Geplant ist eine Fortsetzung der politischen Ökonomie der Musik bis in die Gegenwart. Von dieser Analyse moderner, kapitalistisch geprägter Strukturen vor der Kontrastfolie vormoderner musikalischer Tauschbeziehungen lässt sich jetzt schon Grundlegendes erwarten – für Kultur- und Musikgeschichte nicht weniger als für eine historisch und strukturell-vergleichend denkende Musiksoziologie.

(November 2009)

Karsten Mackensen

*RAINER BAYREUTHER: Untersuchungen zur Rationalität der Musik in Mittelalter und Früher Neuzeit. Erster Band: Das platonistische Paradigma. Untersuchungen zur Rationalität der Musik vom 12. bis zum 16. Jahrhundert. Freiburg i. Br. u. a.: Rombach Verlag 2009. 381 S., Nbsp. (Freiburger Beiträge zur Musikwissenschaft. Band 10.)*

Der Verfasser hat sich durch mehrere Publikationen zur Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts hervorgetan. Auch vom vorliegenden Werk werden die noch nicht erschienenen Bände 2 und 3 „Untersuchungen zur Rationalität der Musik im 17.“ und „zum frühen 18. Jahrhundert beinhalten“ (Umschlagtext). So bündelt der vorliegende erste Band Untersuchungen zur älteren Zeit. Ob der Verfasser aus einer gewissen

Naivität heraus oder aus Marketinggründen seine Untersuchungen umfassend erscheinen lassen will, weiß ich nicht. Ich kann nur hoffen, dass er für die noch zu schreibenden Bände zu mehr Forschungsaufwand bereit ist, die vorhandene Sekundärliteratur zur Kenntnis nimmt und sich über bislang herangezogene Quellenbestände informiert.

Das Buch enthält entgegen dem Titel keine „Untersuchungen zur Rationalität der Musik vom 12. bis zum 16. Jahrhundert“. Von den angekündigten Untersuchungen betreffen die erste und zweite Notationsprobleme des 12./13. Jahrhunderts; in der dritten geht es um Aspekte des 16. Jahrhunderts. Der Verfasser versucht, über eine „ausschließlich musikimmanente Rationalität“ hinausgehend in seiner Arbeit „dem zu folgen, was in diesen Zeiten selbst an der Musik als rational aufgefasst wurde.“ (S. 15). Wer sich nun erhofft, darum würden die im Fach so gerne an Max Webers Œuvre festgemachten Rationalitätsüberlegungen aufgrund der von Wolfgang Schluchter angeregten, Rainer Bayreuther bekannten Untersuchungen im Sinne Webers als Zusammenhang von Wirtschaft und Rationalität seit dem 11. Jahrhundert behandelt, sieht sich enttäuscht. Behandelt wird in der ersten Untersuchung die Zusammensetzung von ‚figura‘ geheißenen Objekten; die zweite ist einem rhythmischen Problem „der mehrstimmigen Saint-Martial-Musik“ gewidmet; die dritte gilt der Frage nach „Kontinuität und Transformation rationaler Grundlagen der Musik im 16. Jahrhundert“.

Die erste Untersuchung sei ausführlicher behandelt, um die Arbeitstechnik des Verfassers anzusprechen. Es sei zunächst festgestellt, dass in den letzten Jahrzehnten eine Unmenge an Aristoteles-Kommentaren aus der Zeit zwischen Boethius und 1500 als handschriftlicher Bestand bekannt wurde. Weitere Untersuchungen ergaben, dass zwischen 1500 und 1650 mehr Aristoteles-Kommentare entstanden als zwischen Boethius und 1500. Unsere mittelalterlichen Kollegen haben allerdings kaum je auf Augenhöhe mit dem Philosophen Aristoteles diskutiert, sondern gebrauchten eine Art Sedimentbildung an aristotelisch beeinflusstem Wissen. Dies ist den zahlreichen Wissenschaftsklassifikationen abzulesen, die auch manchmal die ‚textus‘ (Textbücher) angeben, welche für artistische Vorlesungen genutzt

werden. Allerdings beachtet der Verfasser diese grundlegenden Materialien nicht, sondern will „das platonistische Paradigma“ diskutieren. Wäre er Platoniker, könnte das interessant werden. Da er aber, wie gesagt, „dem zu folgen“ gewillt ist, „was in diesen Zeiten selbst an der Musik als rational aufgefasst wurde“, muss ich die Texte meiner Kollegen im 13./14. Jahrhundert durch eine quellenkundlich niemals verbürgte Brille lesen – nicht aristotelische Sedimentbildung erhält Gewicht, sondern Texte von Augustin, Proklos, Boethius u. a. Auch das könnte interessant werden, wenn ich und alle anderen, die noch nie an ein „platonistisches Paradigma“ gedacht haben, mit ihrer Hilfe verstehen könnte, was in der Musiklehre des 13. Jahrhunderts steht.

Wie steht es damit? Das Grundgerüst der im Fach bislang für plausibel gehaltenen und weitgehend stillschweigend übernommenen Argumentation stammt von Fritz Reckow. Es wurde vertieft, erweitert und korrigiert durch dessen Freiburger Kollegen Wolf Frobenius, Ulrich Michels, Erich Reimer und Klaus-Jürgen Sachs. Als Zusammenfassung einschlägiger Versuche liegen die Artikel im *Handwörterbuch der musikalischen Terminologie* vor. Bislang hielt ich für die Interpretation der Lehrschriften wie für die Arbeit an den notierten Handschriften solche Arbeiten für ausreichend. Zudem nahm ich an, dass der verwinkelte Platonismus des 12. Jahrhunderts durch die langjährigen Quellenuntersuchungen eines Édouard Jauneau wie durch die grundlegenden Arbeiten etwa eines Peter Dronke, eines Brian Stock oder eines Winthrop Wetherbee etwas erhellt sei. Allerdings nimmt der Verfasser die musikwissenschaftlichen Untersuchungen wie die platonistische Forschung kaum zur Kenntnis. Wie also soll ich Bayreuther folgen? Ich kann keine der Querverbindungen, die er sporadisch zwischen Exponenten seines „platonistischen Paradigmas“ und der Musiklehre herstellt, nachvollziehen. Das sei beispielhaft verdeutlicht. Der Verfasser behauptet, es gebe „im frühen 13. Jahrhundert genau zwei Denotate: Länge (Longa) und Kürze (Brevis)“ (S. 29). Damit gewinnt er eine von mehreren wesentlichen Stützen für seine Argumentation. Nun kann es zwar bei Garlandia durchaus heißen, „figura [...] est signum denotans sonum vel sonos“; doch ist ‚denotare‘ hier einfach in der vokabulären Bedeutung von ‚bezeichnen‘

aufzufassen. Wie die philosophiehistorische Forschung gezeigt hat, kennt man seit dem 12. Jahrhundert eine extensionale und eine intentionale Semantik, zielt also auf Unterschiede zwischen Denotat und Konnotat. Bayreuther beschäftigt sich aber gar nicht mit solchen mittelalterlichen Versuchen, darum auch nicht mit der Frage, ob Verben wie ‚denotare‘, ‚significare‘, ‚repraesentare‘, ‚appellare‘ in der Musiklehre sprachlogisch zu differenzieren sind, sondern beginnt geradewegs mit der Behauptung, es gehe u. a. um ‚figura‘ und ‚denotatum‘ (S. 28). Ich kann Bayreuthers Argumenten hier wie an unzähligen anderen Stellen nicht folgen, da ich nicht verstehe, wie er zu ihnen kommt.

Eine grundsätzlichere Schwierigkeit ergibt sich zum Beispiel dann, wenn wir auf S. 68 in Anm. 150 lernen, „kein Autor des 13. Jahrhunderts“ spreche „von den Denotaten als qualitates“. Aber was machen wir, wenn ‚musica‘ zu dieser Zeit die Relation zwischen dem mathematischen Term ‚numerus‘ und dem physikalischen Term ‚sonus‘ behandelt, ‚numerus‘ als Quantität und ‚sonus‘ als Qualität gilt und es wissenschaftshistorisch um das Thema „Quantifizierung von Qualitäten“ geht? In einem „platonistischen Paradigma“ hat die ‚musica‘ des 13./14. Jahrhunderts keinen Platz; die vertrackte Frage nach einem ‚numerus contractus ad sonum‘ etwa bei Robert Kilwardby oder beim Anonymus 11 stellt sich gar nicht. Bayreuther schreibt, als könne im Verständnis von Musik die Zahl vom Ton, die Mathematik von der Physik gelöst werden.

Für das ganze Buch gilt, dass ich Bayreuthers Anliegen der Ausrichtung nach wohl verstehen kann, damit aber die Texte unserer Kollegen im 12./13. und 16. Jahrhundert bis zur völligen Unkenntlichkeit verzerren muss. Bayreuther seh‘ ich wohl, allein wo ist das Mittelalter? Vom Versuch, Darlegungen des Verfassers zu widerlegen, muss ich einfach darum absehen, weil ich keine Verwendung eines „platonistischen Paradigmas“ ausmachen kann.

Zur zweiten Untersuchung: Wie der Verfasser weiß, gehört die Rede vom Zentrum Saint-Martial seit Sarah Fullers Arbeiten zur fachinternen Mythologie. Die heute eher einer „aquitaniischen Mehrstimmigkeit“ zugeordneten Stücke stammen aus mindestens neun Faszikeln unterschiedlicher Provenienz, die in Saint-Martial zusammengebunden wurden.

Bayreuther stellt einfach fest, das „für unseren Kontext irrelevante Problem besteht in der heterogenen geografischen Provenienz der unter dem Begriff Saint Martial versammelten Quellen“ (S. 96 Anm. 2), konstruiert damit die benötigte Einheitlichkeit des Notierten, das er dann ab S. 134 im „ontologischen Horizont von Zusammensetzung im 12. Jahrhundert“ betrachtet. Wer sich mit den Quellen selber beschäftigt hat, wird dem gegenüber nicht einfach wegen der kodikologischen Befunde misstrauisch, sondern wegen der unglaublichen Schwierigkeiten, aquitanische Neumen zu lesen (mit sehr unerwarteten Ergebnissen dann, wenn man die Quellen in Paris einmal im Original sieht und versteht, was Mikrofilme suggerieren können).

Zur dritten Untersuchung: Dass mir nach dem Versuch, den ersten beiden Untersuchungen etwas abzugewinnen, der Weg durch die dritte schwer fiel, hat wohl mit dem Thema des Buches zu tun. Der wissenschafts- und philosophiegeschichtliche Topos von einer Spanne zwischen Aristoteles und Leibniz meint ja nicht homogenes Philosophieren, sondern dauernde Auseinandersetzung mit aristotelischen Texten, denen für eine Wissenskultur, damit auch für Rationalitätsfragen Notwendiges entnommen wird. Es wäre nun interessant gewesen, für das 16. Jahrhundert die mannigfachen Anknüpfungspunkte an frühere Zeiten nachlesen zu können. Ich denke an die ganzen Inventions-Strategien aufgrund des oft untersuchten Antiqui-Moderni-Schemas oder an die Mimesisproblematik, in der eben der Satz, die Kunst („ars“) imitiere die Natur (die physikalische Welt), wo immer sie könne („Ars imitatur naturam in quantum potest“, *Physik B 2* [194a21–22]), nach den physikalischen Komponenten fragen lässt. Doch ist dem Verfasser an solchen Kontinuitätsfragen nicht gelegen, obgleich in „vielleicht keinem anderen Bereich [...] die Frage der Kontinuität oder Diskontinuität so intensiv diskutiert worden ist wie in der Naturphilosophie“ (Jan A. Aertsen, *Miscellanea mediaevalia*, Berlin 2004, Bd. 31, S. XIX).

Zum Schluss: Die kommenden zwei Bände werden zeigen, wie weit Bayreuther auf Pfaden, die ihm quellenkundlich und forschungsgeschichtlich vertrauter sind, im Lichte bisheriger Forschung verständlicher argumentiert. Zwei Fragen bleiben für mich zurück. Erstens frage ich mich, warum Bayreuther sein Bedürf-

nis, ein „platonistisches Paradigma“ zu behandeln, nicht als Bedürfnis thematisiert. Es fragt sich doch, was im Fach immer wieder zu einer an der Zahl festgemachten Suche führt, die den Kontakt zu den von der Lehre tatsächlich benutzten Quellen verliert, aber andererseits ihre Stütze in einer über 2000-jährigen Tradition findet. Zweitens frage ich mich bei Bayreuthers großem Interesse an ‚figura‘, warum er nicht versucht hat, das mit diesem Begriff evozierte, unglaublich breite Spannungsfeld jenseits musikwissenschaftlicher Fachlichkeit mit einem Bildbegriff, wie ihn Gottfried Boehm und andere entlang dem ‚figura‘-Aufsatz von Erich Auerbach (1938) entwickelt haben, zu untersuchen. Das systematische, stark philosophisch orientierte Interesse Bayreuthers könnte darin vielleicht einen adäquateren Lebensraum gewinnen.

(September 2009)

Max Haas

OLIVER WIENER: *Apolls musikalische Reisen. Zum Verhältnis von System, Text und Narration in Johann Nicolaus Forkels „Allgemeiner Geschichte der Musik“ (1788–1801)*. Mainz: Are Edition 2009. XX, 508 S., Abb., Nbsp. (*Structura & experientia musicae. Volume I.*)

Johann Nicolaus Forkel und seine in zwei Bänden veröffentlichte (jedoch unvollendet gebliebene) *Allgemeine Geschichte der Musik* befinden sich – oder vielmehr: befanden sich vor ihrer Untersuchung durch Oliver Wiener – innerhalb der Selbstreflexion des Fachs Musikwissenschaft in einer merkwürdigen Position: Einerseits fehlen in entsprechenden Überblicksdarstellungen so gut wie nie Hinweise auf die Schlüsselposition des Werks und seines Autors innerhalb der Entwicklung der Musikgeschichtsschreibung in Deutschland, ihrer methodischen Fundierung sowie ihrer (auch institutionellen) Einbindung in die Universitas der Wissenschaften. Andererseits konnte nicht die Rede davon sein, dass Text und Textgestalt sowie ihre Verortung im zeitgenössischen Diskurs erschöpfend oder auch nur hinreichend topographiert worden wären. Mit Wiener lässt sich der „Verdacht“ artikulieren, dass die bereits relativ früh (1919 durch Willibald Gurlitt) vorgenommene „Kanonisierung der Lektüre dieses Texts [...] in vergleichbarem Maße geschadet hat, wie sie ihr förderlich sein wollte“ (S. XV). Der Mythos vom Begründer der universitären Musik-